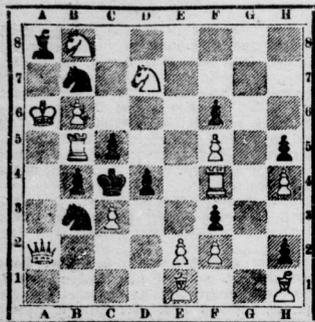


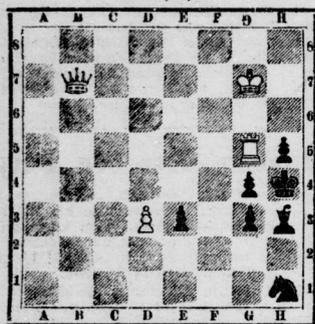
Schach.

Aufgabe Nr. 2310
J. B. Neukomm.



Weiß: Kd3 Dd5 Td5 Ld4 Kd1 h1 Sd7 d7 Bb3 c2 e2 f2 g2 h2. Schwarz: Kf8 Ld8 Sd7 Bb4 c5 d4 f3 f6 h2 h5. Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabe Nr. 2311
Carl Schräfer.



Weiß: Kg7 Db7 Tg3 Bc3. Schwarz: Kh4 Lh3 Sh1 Bc3 g3 g4 h5. Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Lösungen.

- Nr. 2295 von E. Schräfer. 3+
1. Td3-e3 mit letzter Fernzug.
- Nr. 2294 von O. Wöhrburg. Gefährdet in 7 Zügen.
1. Dh7-h3 2. Dg3+ 3. Df3+ 4. Df2+ 5. Dc2+ 6. Ld2+ 7. Df3+ 8. Sg2-f4
- Nr. 2295 von S. O. Rams. 3+
1. Sc8-d6, 2. Dc2-c4+, 3. KXf7, 4. Dc2Xf3+, 5. g7-g5, 6. Tf4-d1, 7. Lg7-h6 (b5), 8. f2-f4+
- Anderes ähnlich.
- Nr. 2296 von D. Julius. 2+
1. Lc5-e3+
- Nr. 2297 von O. Julius. 4+
1. h4-h5, Kd4-d3, 2. Td5-d5+, Kd3-c4 3. Ld1-a4, 4. Td5-d5
- Nr. 2298 von G. von Gottschalk. 2+
1. Dd7-g4!
- Nr. 2299 von E. Ferber. 3+
1. Sf5-d6, 2. Dg8-d8+, 3. KXS6, 4. Dg8-g6+, 5. Dd3Xc6+, 6. c5-e4, 7. Se2-b2
- Anderes ähnlich.
- Nr. 2300 von S. Wöhrbeimer. 4+
1. Sc8-b6, Kd6-d4, 2. Sd8-d7, b2b3, 3. Th6-h4+, 4. Sc2-e3 (c1), 5. Sd8-c6, SXL, 6. KXS

Nr. 2301 von H. Havel. 3+
1. Lg7-e5, 2. Sc8-g7, 3. Sc2-b2+, 4. Ke4-f5, 5. Dc3-h3+, 6. Sh1-f2 (g3), 7. Sc8-f6+

Nr. 2302 von H. von Sponer. 2+
1. Kb3-a4

Richtiges Schachgingen ein von: R. Weg, A. Jenz, S. Scherr, W. Schärer (außer Nr. 2294), sämtliche in Halle, A. Reuter in Erlangen 2295-2302, E. Wöhrmann in Dessau (außer 2294), W. Brühl in Seedorf 2299-2301) und W. Kofe in Bad Schmiedeberg (sämtlich)

Partie Nr. 2318
(gespielt auf dem Meißnerberg zu Göhring am 16. VIII. 20.)
Weiß: Engelshoff. Schwarz: Reil.
Zweites Spiel.

1. e2-e4 c7-e5 d7-c5
2. Sg1-f3 Sd8-c6
3. Lf1-e4 Lf8-c5
4. d2-d3 Sg8-f6
5. Sb1-c3 d7-d6
6. Le1-e3 Lc5-b6
7. h2-h3 Lc8-b6
8. Lc4-b5 0-0
9. Lb5xc6 b7xc6
10. Le3-g5 Dd8-e7
11. 0-0 h7-h6
12. Lg3-h4 Kf8-h8
13. d3-d4 Lc6-c4
14. Tf1-e1 Tf8-g8
15. d4xc5 d6xc5
16. Lh4-g3 Ta8-d8
17. Dd1-c1 Sf6-d7
18. Sc3-d1 f7-e6
19. Sd1-e3 Lc4-f1
Le6 hätte keinen Zweck; denn wenn Weiß Sf5 antwortet, so kann der Schwarze nicht geschlagen werden, weil Bauer f5 das schwache Spiel wärem würde.
20. Sc3-f5 De7-d8
21. c2-c3?

Ein Schachmatt! Wenn Weiß auf dem Damenzug ansetzt, will, so sollte er sofort h2-h4 spielen.

Kombinationspartien.



N. Neumann.
S. Gregory.

Schach in der Literatur.
In dem jüngst erschienenen Werke: Der Sprung über Schatten, Betrachtungen aus Grenzgebieten von Alex. Moskowsky (Verlag Alb. Langen in München) findet sich Seite (?) nachstehende beachtenswerte, jedoch nicht einwandfreie Stelle:
Zielgeru wir ein wenig: bis zu 32 Schachfiguren. Hier geraten wir hart an die Grenze, wo uns die Wirklichkeit in die Stiche läßt. Die Frage nach den verschiedenen Stellungen auf dem engen Schachbrette wäre wohl noch rechnerisch zu beantworten. Fragen wir aber, wie viele verschiedene Spiele denkbar seien (was dem Sinne nach unserer Abmatur geener nauer entsprechen würde), so erobert sich bereits das Gelpenst des „Ignorantismus“. Vielleicht gibt es Schachspieler, die da noch eine Endlichkei voraussetzen; die von sich betragten sind aber der Meinung, daß keine Zeit ausrechen würde, alle Möglichkeiten des Spieles zu erschöpfen. Was ich als vierte und fünfte Unendlichkeit bezeichnete, wird hier durch einen neuen Faktor ersetzt, die aus dem Spiel abgeleitete Sinnbezeichnung der Figuren, die eine neue Klasse von Möglichkeiten außerhalb der Wirklichkeit schafft. Eine Bedeutungsfunktion des Gleichen ist also bei 32 bewegten Kometen in ebener Anordnung auf Feldern kaum noch zu erwarten!

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 1630.

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 294 Donnerstag, den 30. Dezember 1920

Spohnmeyers Töchter

Roman von
Fritz Gaebeke.

(21. Fortsetzung.)

Sie vermochte in diesen Minuten nur mit einem starken Widerwillen an ihre Zukunft zu denken und empfand etwas wie stille Befriedigung, Karl heute nicht in Berlin zu wissen. Er war schon gestern nach Liebenwalde gefahren, um allerlei durch den Grundstückskauf nötig gewordene geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen... Und die Gedanken an Wilhelm Glatenapp sprangen mit einer Art heimlicher Begehrlichkeit in ihrer Seele hoch...

Es ging hart auf zwölf, als sie dasheim anlangte. Sie wurde mit der Mitteilung, daß der Erwartete noch nicht da sei, empfangen, erhief nebenher von der geradezu furchterlichen Laune des Vaters, weil er andeutend erfahren hätte, daß man mit dem Mittagessen bis zur Ankunft Wilhelm Glatenapps warten wolle, und erhielt schließlich den Auftrag, schnellstens Kartoffeln zu kochen.

Friederike empfand stille Befriedigung über die sich vergebende Antanzt ihres zukünftigen Schwagers. Nun konnte sie sich noch für ihn puzen. Sie hatte schon beabsichtigt, ihn in dem unvorstellbaren Hausmummel begründen zu müssen. Die Mitteilung über die schlechte Laune des Familienoberhauptes verärgerte sie nicht. Dergleichen war man gewöhnt. Das war etwas viel an Willkürlichem, am sich bewegen nach Gedanken zu machen. Und Kartoffeln kochen? „Ja, welche Kartoffeln denn?“ fragte sie.

„Na, du hast doch Kartoffeln mitgebracht!“
„Keine Gedanke!“ Sie wies die leere Markttafel.
„Um Gottes willen!“ Frau Auguste sank vernichtet auf einen Stuhl.
„Was soll nun werden? Wir haben nur noch zwei happe Pfund da.“
Friederike lächelte. Eigentlich wußte sie nicht so recht, warum. Es war ihr so eigen vergnügt zu Mute, Gedanken an etwas Wandrerliches, Eigenartiges, das sie erleben würde, darzustellen. Und daß Karl nicht da war, empfand sie immer stärker als etwas sie Befriedigendes.

Frau Auguste entrüstete sich, wie sie über Dinge, die eine elende Verlegenheit bedeuteten, noch lachen konnte. Das ginge ihr aber alle Begriffe. Die Getadelte versicherte, daß sie über die Kartoffelalamität nicht gelacht habe. Zum Weinen wäre es aber doch übrigens auch nicht. Was man nicht habe, könne man nicht geben. Sie hätte sich fast die Huden abgelaufen, dieser furchterlichen Kartoffeln wegen und mehr Grobheiten und Niederträchtigkeiten zu hören bekommen, als bisher in ihrem ganzen Leben zusammen. Es wäre ein Ende in der Welt. Sie bestände nur noch aus einer Anbahnung von Niedermütigkeiten, über die man, wie über einen hohen Berg, nicht mehr hinwegsehen könne.

Als die Uhr den Ablauf der ersten Nachmittagsstunde bezeugte, erreichte die schlechte Laune Ferdinand Spohnmeyers ihren Höhepunkt. Er bog sich von dem Wohnzimmer, das Zeuge seines jagenden Hin- und Hertrabens gewesen war, in die Küche, wo es aufreizend nach Brühsuppe und gebratenen Huhn duftete, und erklärte, eines unzuverlässigen Menschen wegen seine Minute länger hungern zu wollen. Wächte das Warten fortsetzen, wer Lust dazu verspüre, er verlasse jetzt sein Mittagessen.

Frau Auguste sah ein, daß hier jeder Versuch, ihn zu

weiterem Warten zu überreden, ein überflüssiges Beginnen sein würde. Sie gab also die Hoffnung, dem neuen Schwiegerjohn mit einem tadellos gebratenen ganzen Huhn imponieren zu können, endgültig auf, beraubte es einer der appetitlich gebräunten Keulen und trug sie nach der Suppe in die Küche des Vaters.

„Du mußt dich leider mit Brot begnügen, Ferdinand,“ sagte sie, „die Kartoffeln sind noch nicht gar.“
„Wann werden sie denn gar? Morgen früh?“ höhnte der Kanzleisekretär. „Reite Jucht am Sonntag. Und ihr eht noch nicht? Wollt ihr bis an den jüngsten Tag warten? Bilde dir doch nicht ein, Auguste, daß der Reil, dieser Festschmarrn, noch kommt. Der hat sich das längst anders überlegt. Der sitzt seelenvergnügt in Dingslage und denkt an alles andere, nur nicht an Berlin. Ja, ja, das ist die Zuverlässigkeit und Ehrenhaftigkeit von heute. Reite Zeiten!“
Ferdinand Spohnmeyers Voraussetzungen schienen in Erfüllung gehen zu sollen. Stunde um Stunde verarm, ohne der Erwarteten gebracht zu haben. Frau Auguste und Friederike hatten das gebratene Huhn längst weiterer Telle beraubt und so etwas wie ein unerfreulich wirrendes Gerippe übrig gelassen. Frau Auguste mit so warmen schmiegamerlicher Gefühlen vollgeprofft gewöhnes Herz durchbotte eine Mischung von Gram, Jorn und Schmerz. Letzterer galt allerdings mehr dem schmählich zerstörten Huhn, als dem umsonst erwarteten Schwiegerjohn.

Friederike war mit dem völlig verdohtenen Sonntag im höchsten Grade unzufrieden. Sie hatte sich umsonst gepuzt... Da wäre es schon besser gewesen, Karl hätte seine Reise nach Liebenwalde an einem anderen Tage unternommen, um sie heute ins Grüne fahren zu können. Nun sah sie hier, hatte von dem schönen Sonntag gar nichts und stand fast vor lauter Langeweile. Es war eigentlich ein gräßliches Los, verlobt zu sein und nicht mehr über sich bestimmen zu dürfen.

Als der in Schönheit aufgegangene Tag dem Sterben nicht mehr fern war, eine glühende Abendröte fast bis an den Zenith warf, daß es schien, als stehe die Welt in Flammen, die gräßliche Laune Ferdinand Spohnmeyers durch den reichlichen Verbrauch Dingslater Tabaks auf ein erträgliches Minimum zurückgeführt war, Frau Auguste den Huhn, das einem anderen, als dem gedachten Zwecke geopfert worden war, in weniger elegischer Stimmung nachtrauerte und Friederike mehr an ihren Verlobten als an den Cailles dachte und das flammende Verbraten in persönlicher Stimmung und im hoffenden Vertrauen auf eine rosigte Zukunft betrachtete, brachte der Telegraphenbote ein Telegramm folgenden Inhaltes: „Bin in E. unter Verdaht, Schleichhändler zu sein, festgehalten. Anshluß verständig. Komme nächsten Sonntag. Glatenapp.“

„Da haben wir ja die Pastete,“ krächte Ferdinand Spohnmeyer und schwenkte das Telegramm wie eine Siegesfahne durch die Luft. „Retter Reil! Schleichhändler! Na ja, da habt ihr's ja! Sagte ich es nicht gleich?“
Frau verstand ihn in dem Ausbruch wüthiger Freude nicht, da man den Inhalt der Depesche noch nicht kannte. Frau Auguste neigte fast dazu, seine Zurechnungsfähigkeit in Frage stellen zu müssen und sah ihn angsterfüllt an.
„Mein Gott, Ferdinand, was ist denn?“
„Nun las er laut vor, jedes Wort nachdrücklich betonend. „Und solch einem wollest du deine Tochter geben, Auguste!“ fügte er an, tausend Vorwürfe zum Ausdruck bringend.
Die Berängeltete atmete auf. „Es handelt sich doch nur um einen Verdaht, Ferdinand,“ sagte sie leiser. „Der arme Mensch!“

„Was?“ machte Ferdinand Spohnmeyer verächtlich. „Was heißt Verdacht? Sicher ist er aufgefallen. Ohne Grund wird man nicht verhaftet. Es wird ihm schon etwas anzusehen gewesen sein. Einen solchen Menschen passiert so etwas nicht. Ich z. B. könnte durch ganz Europa und Asien reisen, nicht würde niemand verhaften.“

Frau Auguste hatte schweigend zugehört, weil sie es für das Vernünftigste hielt. „Und er will am nächsten Sonntag kommen?“

„Allerdings will er das. Wertwürdigerweise. Man könnte auch sagen: frecherweise. Nun, er soll nur kommen! Mich wird er nicht zu setzen kriegen. Ich verschwinde von der Bildfläche. Ich habe bereits gestern ein Urlaubsgehalt eingereicht und denke am nächsten Sonnabend nach Volmerslingen zu fahren. Bate dann meinerwegen zwei Hüfner für meinen Schleichhändler. Vielleicht bringt er sie selber mit.“

Die letzte Bemerkung machte Frau Auguste plötzlich hellhörig. Ja, gewiß: man hatte ihn festgehalten, weil er allerlei kostbare Sachen bei sich getragen hatte, um sie mitzubringen. Eine wunderbar dünne Nelke längt nicht mehr gesehen, geschweige denn gesessener Herrlichkeiten tauchte vor dem geistigen Auge der Nachdenklichen auf. Und was würde man ihm nun alles abgenommen haben. O, der Jammer!

Frau Auguste fügte um das Haupt ihres zweiten Schwiegerjohnes einen Glorienzweig. Mich Ferdinand nur fahren. Sie wußte, was sie einem Wanne, wie es dieser Herr Glorienzweig zu sein schien, schuldig war. Sie würde ihn mit tausend Freuden willkommen heißen.

Friederike hol dem Hin und Her still zugehört und träumerisch in das fogte verglimmende Abendgold gestarrt. Am nächsten Sonntag wollte er kommen. Sie dachte es in einem schwankenden Auf und Ab verzweigter Gefühle. . . . Ob Karl am nächsten Sonntag wohl wieder nach Lieben würde fahren würde?

IX.

Sie hatten ihren ersten Streit. Karl Spennemann behauptete, Friederike habe ihn vom Zaun gedrungen. Seine Braut erklärte, er habe ihn gewollt. Er versuchte eine Kraftprobe, am festzustellen, wie weit sein Einfluß reichte, wie tief sie sich jetzt schon bückte. Aber er sollte nicht glauben, daß er damit Glück haben würde. Sie dachte nicht daran, seine Ehre zu verletzen.

Es wäre lächerlich, meinte Karl Spennemann, dergleichen törichte, kindliche Behauptungen aufzustellen. Und es täte ihm leid, sie geben zu haben, am nächsten Sonntag mit ihm nach Liebenwalde zu fahren, um sich ihre zukünftige Wohnung, ihre neue Heimat mit ihm gemeinsam anzusehen. Vielleicht überlege sie es sich noch. Zeit dazu wäre jedenfalls genühend vorhanden. Und wenn sie durchaus eigeninnig bleiben wollte, dann — ja, dann wäre zu etwas anderem jetzt auch noch Zeit.

Nach dieser letzten, scheinbar recht ungewiß gehaltenen aber in Wirklichkeit ziemlich deutlich wegweisenden Bemerkung hatte sich Karl Spennemann mit einem kühlen Grusse entfernt und vom Wiedersehen kein Wort gesagt.

Friederike fand ein trotziges Lächeln, als sich die Tür des Spohnmeyerischen Wohnzimmers, in dem Rede und Gegenseitigkeit den zuletzt sehr erregt gewesenen Brautleuten am Tage nach der Niederrhe Karls aus Liebenwalde gelauscht worden waren, hinter ihrem Verlobten geschlossen hatte. Möchte er gehen! Sie glaubte davon überzeugt sein zu dürfen, sich Bornwärse über ein Verschwinden ihrerleits nicht machen zu müssen. Wenn er nicht einsehen wollte, daß ihre Abwesenheit am nächsten Sonntag infolge des zu erwartenden Besuchs eine Unmöglichkeit bedeutete, dann konnte ihm nicht geholfen werden.

Diese Begründung für ihre ablehnende Haltung war die Frau, hinter der sie sich verschalt, das Schilf, das sie schühend in die Höhe hob. In Wirklichkeit lag die Beweggründe viel tiefer und verborgener und waren wie harmlos erheuernde, aber doch tödlich schillernde Wasserläden in einem trügerischen Meer. Die Vorstellung, auch einen lächerlichen Irrsinn um ihr Glück betrogen worden zu sein, hatte sich ihrer wie eine fixe Idee bemächtigt. Sie war fest entschlossen, sich darüber Gewißheit zu verschaffen — wenn es

nicht anders möglich sein sollte, von Wilhelm Glorienzweig selbst. Sie ging in ihren trügerischen Vermutungen so weit, den Verlobten Cécilias als ein unglückliches Opfer einer Herzensströmung zu betrachten, von deren Folgen sie ihn zu erlösen und zu befreien hoffte. Es sah in ihrem Kopfe alles unendlich verwirrt und sonfuss aus, und es fehlte ihr an einem starken Entschlusse, sich von diesen unbestimmten Vorstellungen loszureißen und auf den festen Boden der klaren Wirklichkeit zu stellen.

Der Vorschlag ihres Verlobten war ihr äußerst ungelogen gekommen. Als sie einzeln begannen hatte, daß sie mit einer einfachen Abnehmung nicht loskam, sondern die Bekanntheit der Gründe von ihr verlangt würde, frag sie an, hartnäckig zu werden. Das hatte ihn nicht nachgeblicher gestimmt. Ohne, daß es beide gewollt hatten, war der Streit begewesen und hatte sie in Anfriden scheiden sehen.

Das trotzig Lächeln war längst von Friederikes Gesicht verschwunden und hatte einem nachdenklichen Ausdrude Platz gemacht. Sie hatte das Gefühl, auf einen falschen Weg geraten zu sein, der in die Irre führte, fand aber nicht den Mut für sofortigen Umkehr. Auch an dem entschlossenen Willen fehlte es. Es war ein so eigenköpfige Leidenschaft, von halber Wollust eingesponnenes Gefühl, sich einem kleinen Abenteuer zutreiben zu lassen, darin bestehend, den wirklichen Reigungen eines Mütterherzens nachzuprüfen und zu hoffen, dabei etwas für sich herauszufolgen — auch wenn es ohne praktischen Wert sein sollte.

Weit eher die übelsten Folgen haben konnte. Denn wenn einem als letztes Wort in versterter Form der Gedanke an das Zurücktreten vom Verlabnis appliziert wird, dann hat man alle Ursache, mit dem unangenehmsten Möglichkeiten zu rechnen. Und dann ist es wirklich ratsam, mit dem Uebertreten anzufangen und die dazu zu Gebote stehende Zeit auszunutzen.

Aber Friederike handelte mit einem leichtfertigen Aufschreien und in verärgelter Stimmung, daß Karl nicht kam — wozu er doch nach seinem pathigen Abschied fraglos verpflichtet gewesen wäre — über die sich schnell abrollenden Tage dahin, hatte auf die erkrankende Anfrage der Mutter, warum Spennemann sich nicht wieder einmal sehen lasse, eine ausweichende Antwort und sah das Wochenende gekommen, ohne die Zeit genügt zu haben.

Da war Ferdinand Spohnmeyer in seiner Sache weit ruhiger gewesen. Seit drei Tagen betrieb er die Vorbereitungen zu der Reise nach Volmerslingen mit einer Gründlichkeit, als plane er eine Expedition nach Zentralafrika, und verzehrte dabei so unständlich, daß man unwiderstehlich schätzte, wie selten er in seinem Leben die Verfahrsmittel zu seiner Beförderung in Anspruch genommen hatte.

Von den Fahrplänen legte er, daß sie so, wie sehr, schon vor Christi Geburt ausgehen hätten, so büßig, so hinterwärtlich, und man müßte sich schämen, im vierzigsten Jahrhundert in einem Heste, das eine derartig himmelstreichende Rücksichtigkeit zum Ausdruck bringe, zu blättern. Kein Mensch müßte mehr reisen, dann könnten der Eisenbahnmeister und seine Beamten die Wagen als Karmelitskalle benutzen oder als Notwohnungen vermieten. Karmelitts letzteres würde Geld in den ausgepörrten Staatskassen bringen, da es ja jetzt so etwas wie eine Heiratskanzlei gäbe und der Bedarf für Wohnungen ein reichlicher wäre. Und für Frau und Tochter fiel ein vieljähriger Ehenbild ab.

Die Eisenbahnreise erst gar! Ferdinand Spohnmeyer bezeichnete sie als von einem aus Halsbühnenredern und Krautwurmern bestehenden Konfession ausgeführt. Und es wäre besser, man lege sich einen Walfisch um den Hals und erlaube sich im tiefsten Meer, als daß man für eine Bahrtarte bitterer Klasse von Berlin nach Neuen 27. 11. und 65. 4. bezahle.

Frau Auguste betete, daß diese in Gift und Galle getauchten Erörterungen endlich nicht mehr möglich sein möchten und lehnte den Freitagabend, als den letzten für diese unverzeihlichen Vorträge in Betracht kommenen mit der ganzen Inbrunst einer nach Erlösung verlangenden gemarterten Seele herbei.

(Fortsetzung folgt.)

Von roten Dingen und von Zeitgenossen.

Von
Wilhelm Bröves.
(Nachdruck verboten.)

Der Automat.

Freudlich aus Friedenszeiten fand im Wartesaal eines Bahnhofs ein Automat, der die ganze Kriegs- und Revolutionszeit in dieser beziehungslosen Stellung überdauert hatte. Er schien ganz unverändert. Schien, sage ich, er hätte noch keine fünf Schritte für die Großstadt, und über den Schienen las man auf den Emalleisendern: Schokolade, Mandelbonbons, Fondants ff., Bonbons, Lebenswecker. Darunter gähnte der offene Mund, aus dem all die Sähigkeiten und Schokolade herausflossen. Man mußte nur einen Groschen hineinwerfen, wie zu lesen stand. Also tat ein Junge, der zeitgemäß eine ganze Tasse voll von eisernen Behälterköpfchen, sich sonst aber noch das unzeitgemäße Hofenrot der Kindheit bemerkt hatte und ein Geldstück nach dem andern in die Schlitze steckte, mit jedem Geldstück auf ein Schokolade Mandelbonbons, Schokolade, Lebenswecker usw. hobend. Aber nichts kam. Der unerfährliche Automat schickte das Geld und rührte sich nicht, es flürzte innen ein wenig, und als kein Effekt mehr durch die Schlitze fiel, schweig er. Er war wirklich unerfährlich.

Und das Kind?

Das zerdrückte eine Träne im Auge, und wenn es nicht ein Kind gewesen wäre, hätte es vielleicht Vergleiche angestellt und eine Lehre daraus gezogen. Dann hätte der Verlust Gewinn gebracht. Gesehnet der Schaden, durch den man klug wird!

Altes Eisen.

Ein guter, ehrlicher Bürger beschloß, unter die Scheidhändler zu gehen, und er hatte alles alte Eisen, das er hatte, in einen Sack und zog zu einem Althändler und fand sich selbst äußerst raffiniert und „geschäftsüberrretend“. Wenn alles scheidet, warum soll ich nicht scheidigen? Und er.

Der Althändler bot ihm eine beträchtliche Summe, aber der Bürger tat sehr pfiffig und sagte sich, daß das Eisen noch höher steigen würde. Es sei besser, zu warten.

Also zog er mit seinem Sack wieder ab.

Wartete drei Wochen, ging wieder „schleichenderweise“ zum Althändler, pfiffig lächelnd. Aber das Lächeln ersank auf seinen Lippen, denn alles Eisen war bedeutend im Preis gefallen.

Da trug er es wieder auf seinen Boden, zerdrückte eine Träne im Auge und legte sich zu dem alten Eisen. Er dachte doch nicht in die Zeit hinein, er blieb, der er war: arm und ehrlich. Die Welt mochte lachen.

Die Kuh ohne Trifolore.

Es war einmal eine Kuh, die wurde, um den Vertrag von Versailles erfüllen zu helfen, mit vielen andern Kühen an Frankreich abgeliefert. Sie kam zu einem Bauern, der durch den Krieg allerdings lebendes Inventar eingebüßt hatte und froh sein konnte, wieder zu einer Kuh zu kommen. Aber es war eine reißende Kuh, und der Bauer war Chaubinist und Deutschhasser, was im Grunde dasselbe ist. Also beschloß der Bauer, seinen Sack an der Kuh geduldig anzuhängen (man sieht, er hatte den Krieg hinter der Front erlebt), nahm einen Dohsenjunker und schlug mit Schimpfen und Hühnen unbarbarisch auf das drückende Tier ein.

„Gehon allemal! Bohe! Sakud que tu est!“ schrie und wütete der Bauer.

Das Inständigst verbot, diese Schimpfworte in der Ueberlieferung wiederzugeben, obgleich sie der Kuh nicht so sehr taten wie der Dohsenjunker, unter dessen Streichen sie schließlich zusammenbrach, den Kopf gegen die Erde legte und die Hunge aus dem Mund kratzte.

Verstündigt od gestillter Nach ging der Bauer ins Haus. Aber nach einer Weile bekam er Verlangen nach einem Topf Milch, und er ging wieder zur Kuh und verachtete, sie unter vielen Schmeichelnworten zu melken. Natürlich war der Kuh alle Luft und Kraft zur Milchzeugung vergangen, sie konnte dem Bauern nicht einmal mehr einen Trill gegen die Brust bestimmte Stelle geben.

So hand der Bauer mit einem leeren Gefäß vor der Kuh und sagte durch Spott seine Mut zu erdrücken. Ja, wie konnte man auch von einer deutschen Kuh Milch er-

warten, hohaha. Sie war noch einmal wert, geschlachtet zu werden. Man mußte sie totprügeln — oder ihr eine Trifolore umhängen. Vielleicht fing sie noch im Sterben an zu brüllen: Vive la France! Vive la France!

Themis.

Ganz Frankreich war in Aufregung. Der Siegesjubel hatte sich bis zum Hörsinn gehiegt, aber was jetzt kommen sollte, sollte das Werk zeigen, sollte eine eingehende Erinnerung sein an die Zeit, die sich an Versailles knüpft. Alle Anstaltsfragen, alle Zeitungen, alle Wanderausgaben und alle Familien erzählten davon: Am 17. Nölen, den 17. Nölen nach Deutschland zu, sollte das Denkmal der Gerechtigkeit, die Göttin Themis, aufgestellt werden. Wer kennt nicht die Göttin Themis, die die Waagschale, als sei sie eben von Schickung für ihre gut gefunden, in der Hand hält, und der die Augen verbunden sind.

Die Einweihungsfeierlichkeit fand statt. Deputierte aller Städte waren erschienen. Berichterstatter aller französischen Zeitungen waren da, alles war schwarz von sterblichen Menschen.

Der Schöpfer des Meißnerwerks hob seine Hand, das weiße Laten fiel . . . und groß und erhaben stand Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, das Symbol des Friedens von Versailles, auf dem Sockel, die Stirn Deutschland zugekehrt.

Aber . . . was . . . ?

Die eine Schale der Waage war tief gesunken, das Tuch über den Augen, obgleich es aus Stein war, hatte sich verhängen, und die Göttin blinzelte lässig darüber weg . . .

„Reigen und Wunder im Lande der Jungfrau von Orleans!“

Und die Menge, wutentbrannt, stürzte sich auf das alge christliche Standbild und zertrümmerte es.

Die Fenster aber verbot den Berichterstattern, auch nur eine Zeile darüber in die Öffentlichkeit zu bringen.

So ist es allein ins Vorbehalten geblieben, die kleine Episode von Themis, der Göttin der Gerechtigkeit, und dem Frieden von Versailles zu erzählen.

Paradoxe über den Geiz.

Geiz bedeutet eine bestimmte Art, zu leben. Er kommt bei den Weichen vor wie Verschwendung bei den Armen. Der vermögende, saturierte Mann, dessen Verschwendung bekannt sind, bedarf nicht mehr der Illusion anderer Menschen über seine wirtschaftliche Lage. Er darf dürftig erscheinen. Er trägt keinen Wert in sich selbst.

Eine Dame, die in bescheidenen Verhältnissen lebte, machte in einem Augenblick der Aufschickelt einem ihrer Freunde folgendes Geständnis:

„Ich kann es mir nicht leisten, schlecht gekleidet zu gehen.“ Grundlag: Ein dürftiges Kleid ist ein Zeichen von Ehrlosigkeit beim Reichen, beim Armen ein Zeichen des Armut.

Die Gebefriedigkeit nimmt mit dem Wachsen des Kapitals ab. Die: Erziehung ist sehr einfach zu erklären. Sie erklärt sich durch den Sammlerinstinkt. Je weicher eine Sammlung ist, desto unzulänglicher ist es, ihren Wert zu vermindern, indem man ein Stück aus ihr fortbringt, sei es auch noch so klein. Es macht einen Teil des großen Ganzen aus und ist mit ihm innig vereint. Die Menschheit des Ganzen würde vergrößert, wenn man einen Teil davon fortbrächte. Das ist auch die Ursache, warum selbst die kleine Wade eines Reichen vor dem Empfänger zu geschickt wird. Ein künstlich vergrößert er in seiner Vorstellung den Wert der Wade.

Dem kleinen Sammler wird es dagegen nie gelingen, sich ein kostbares Ganzes zu verschaffen; denn er läßt sich leichter rasen. In keiner gewöhnlichen Sache liegt immer ein wenig Müdigkeit und Mühseligkeit. Deshalb regnet man ihm mit Recht keine Gebefriedigkeit entgegen an, denn sie ist bei ihm weniger verheißend.

Die kleinen Wäde stürzen sich bei den großen Stöße. Der vermögende Bankier kauft die kleinen Kapitalisten in seine Tasche. Es ist ganz natürlich, daß der Arme, ohne auf die Aufforderung des Reichen zu warten, ihm sein kleines Verhängnis gibt, das in den eigenen Händen des Armen niemals imstande sein würde, zu wachsen.

Welcher Interessiert ist zwischen Sparfameit und Geiz? Der Sparfame ist geizig gegen sich selber, der Geizige ist — parfüm gegen andere.